



ISABELLE AUTISSIER ■ ROMAN

HERZ AUF EIS

ÜBERSETZT VON KIRSTEN GLEINIG

Isabelle Autissier

HERZ AUF EIS

Roman

Aus dem Französischen
von Kirsten Gleinig

mare

Isabelle Autissier

Herz auf Eis

Roman

OT: *Soudain, seuls*

Aus dem Französischen von Kirsten Gleinig

224 Seiten, gebunden

mit Schutzumschlag und Lesebändchen

€ 20,- [D]

ISBN 978-3-86648-256-2

Erscheint am 7. März 2017



© Francesca Mantovani, 2015

Isabelle Autissier wurde 1956 in Paris geboren und wuchs dort auf. Mit sechs Jahren begann sie zu segeln; mit zwölf fasste sie den Plan einer Weltumsegelung. 1991 gelang ihr diese als erster Frau im Rahmen einer Regatta, wodurch sie zur weltweit bekanntesten Hochseeprofiseglerin wurde. Seit 1980 lebt Isabelle Autissier in La Rochelle, seit 2009 ist sie Vorsitzende des französischen WWF. Mitte der Neunzigerjahre begann sie zu schreiben, zunächst Autobiografisches, inzwischen zunehmend auch Belletristik. Ihr dritter Roman, *Herz auf Eis*, wurde in Frankreich für den Prix Goncourt nominiert.

»Isabelle Autissier bewegt sich in der Literatur ebenso wie auf den Weltmeeren, mit Leidenschaft.«

Le Figaro littéraire

Pressestimmen aus Frankreich:

»Die beiden Protagonisten erfahren schmerzlich, dass ewige Liebe nur möglich ist, wenn man nicht gerade verhungert. Ein Luxus der Reichen, wie eine Zigarre. Das eigene Herz auf Eis legen – diesen Preis fordert der unbedingte Überlebenswille von einem der beiden.«

Le Figaro

»*Herz auf Eis* ist ein dichter, treffsicherer, klarer und gut recherchierter Roman. Diese Reise lohnt sich.«

Charente Libre

»Eine intensive, extrem spannungsgeladene Geschichte. Ein scharfer und befremdlicher Blick auf unsere Gesellschaft, in der alles möglich scheint, der ein wenig an David Vann denken lässt. Überzeugend!«

Page

»Der Roman, dessen Realismus einem den Atem verschlägt, versetzt uns, weitab jeglicher Zivilisation, zurück an die Ursprünge unserer Menschlichkeit. Vor allem aber porträtiert er ein einzigartiges Paar, das die Autorin

als kluge Psychologin genauestens unter die Lupe nimmt. Isabelle Autissier beweist, dass sie nicht nur eine unvergleichliche Seglerin ist, sondern auch eine große Autorin.«

Lire

»Gewiss, die Spannung ist atemberaubend. Aber noch stärker ist die sehr konkrete, sehr genaue, sehr glaubwürdige Art und Weise, mit der Isabelle Autissier die Überlebensstrategien in einer unwirtlichen Umgebung beschreibt. [...] Diese Lektüre ist eine Extremerfahrung.«

Corse-Matin

»Ein Roman, der einen erschauern lässt.«

Femme Majuscule

»Ein reduzierter und zugleich präziser Text, der das Überleben und den abgedroschenen Mythos des Schiffbruchs und der Robinsonade ganz neu gestaltet.«

Le Monde des Livres

»Die größte Stärke des Buches ist das absolut genaue Beschreiben, sodass wir selbst die Kälte, den Hunger, die Angst, die Hasserwandlungen empfinden, die das Paar von innen zerfressen. [...] Die Geschichte entspinnt sich zu einem Thriller, dessen Ende nicht verraten werden darf: eisig, packend, voller Fragen danach, was ein Leben in der Wildnis antreibt.«

L'OBS

»Abgesehen von den schwierigen Bedingungen und der fehlenden Verbindung zwischen Mensch und Natur widmet Isabelle Autissier sich noch einer anderen Frage: Bis wohin reicht unsere Solidarität, unser Mitgefühl, wenn der Überlebensinstinkt ins Spiel kommt.«

La Libre Belgique

»Auf diesen Seiten wird man schnell zum Voyeur, nicht eine einzige Zeile dieses Abstiegs in die Hölle will man überspringen. [...] Bei Autissier zeigt sich einmal mehr: Gute Literatur entsteht nicht immer aus positiven Gefühlen.«

Sud Ouest

»*Herz auf Eis* ist der perfekte Roman, mit allem, was dazugehört: Abenteuer, Liebe, ein unbekannter Ort, Spannung und Selbstüberwindung. Niemand ist darauf vorbereitet, was Louise und Ludovic erwartet.«

Le Courrier de l'Ouest

Das Wetter ist trostlos, es nieselt. Ihre Anoraks, die nur für einen kleinen Ausflug gedacht waren, zerreißen überall und lassen Feuchtigkeit und Kälte durch. Sie haben angefangen, Bretter aus einer Hütte am Ufer zu holen, als Feuerholz. Die Planken sind gespickt mit alten Nägeln, und sie müssen aufpassen, um sich nicht zu verletzen. Sie arbeiten, den Blick gesenkt, ohne zu sprechen. Die körperliche und seelische Erschöpfung ist jeden Tag ein wenig schwerer zu ertragen. Irgendwann richtet Louise sich auf und schaut aufs Meer hinaus. Vor der Bucht, gut sichtbar trotz des Nieselregens, zieht ein gewaltiges Schiff entlang, parallel zur Küste. Für eine Sekunde glaubt sie an eine Halluzination, dann spürt sie, wie eine Wärme sie ergreift und zittern lässt, als würde ein Damm in ihrer Brust brechen, eine gute, sanfte Wärme.

»Lu... Ludo! Da!«

Sie fühlt sich wie versteinert, hat nicht einmal Kraft, den Arm zu heben, doch das ist auch gar nicht nötig, er feixt schon ausgelassen vor sich hin.

»Unglaublich! Los, komm, schnell ins Boot!«

»Nein, warte, wir müssen Feuer machen, damit sie uns sehen. Ich hol das Benzin.«

Plötzlich sind sie hektisch, wie im Fieberwahn, ganz außer sich, die Dringlichkeit pocht ihnen in den Schläfen. Sie haben nicht die Zeit, sich eine Strategie zu überlegen. Als sie ihre Botschaft mit den Steinen auf die äußeren Hügel

legten, schien es ihnen offensichtlich, dass ein Schiff ganz in der Nähe vorbeikommen, die Botschaft sehen und in der Bucht ankern würde. Dieses Schiff hier ist weit weg, viel zu weit, um auch nur irgendetwas anderes auszumachen als ein in leichten Dunst gehülltes Stückchen Land. Es ist ein mächtiges Schiff, mehr als hundert Meter lang, eines dieser Kreuzfahrtschiffe, die die Touristen nach Patagonien oder in die Antarktis bringen. Durch das trübe Wetter strahlen Tausende Lichter und heben in der dunklen und massiven Silhouette Brücken, Gänge und Kabinen hervor. Eine angenehme, durchorganisierte, einfache und schöne Welt. Da, direkt vor ihren Augen!

Während ihrer Segeltour sind sie mehrmals diesen schwimmenden Städten begegnet und haben sich über die alten Möchtegern-Matrosen lustig gemacht, die hinter Glasscheiben genüsslich ihren Tee schlürften, während sie selbst das wahre Leben lebten. In diesem Augenblick würden sie alles geben, um einer von ihnen zu sein. Die Angst packt sie. Und wenn man sie vom Schiff aus nicht sieht? Louise stürzt los, um das Feuerzeug aus dem Haus zu holen. Ludovic rennt zum Beiboot auf dem Strand. Als sie wieder rauskommt, sieht sie, dass sie sich nicht verstanden haben.

»Hör auf, Ludo, wir müssen Feuer machen!«

Mit klopfendem Herzen kommt sie bei ihm an. Wo ist das Schiff? Es hat bereits die Mitte der Bucht erreicht und verfolgt in aller Ruhe weiter seinen Weg. Oh nein! Bleib hier! Warte! Sie fleht das Schiff an und springt ins Beiboot, um den Reservetank abzuklemmen, mit dem sie das Feuer anzünden will. Doch Ludovic schubst sie abrupt nach hinten.

»Bist du verrückt, oder was? Wir müssen da hinfahren, sie einholen!«

»Quatsch, das schaffen wir nie. Die sind zu schnell, die sehen uns nicht. Wir müssen ein Feuer ...«

Sie bringt ihren Satz nicht zu Ende, er ist auf ihr, stößt sie heftig zurück. Auf einmal gibt es keine Worte mehr. Sie kämpfen gegeneinander, besessen von brutaler Wut, das Gesicht entstellt von Zorn und Zeitnot. Er ist der Stärkere, doch sie kennt kein Erbarmen, beißt, kneift, lässt nicht locker. Die verwobenen Körper und ihr Keuchen könnten an den Höhepunkt eines Liebesspiels erinnern, würden ihre Augen nicht vor diesem jähen Hass funkeln. Es geht um ihr Leben. Ludovic gewinnt schließlich die Oberhand, er wirft sie zurück auf den Sand, wo sie mit blutender Nase zusammenbricht. Er nutzt die Atempause, um das kleine Boot mit triumphalem Gurren ins Wasser zu stoßen. In der Eile braucht er drei Anläufe, um den Motor zu starten ... er hat vergessen, den Benzinhahn zu öffnen. Seine Hände zittern, er spürt sein Herz in der Brust klopfen, dass es wehtut. Es dauert ewig. Endlich läuft der Außenborder, und er schießt mit Vollgas los.

Louise kriecht wimmernd über den Strand.

»Nein! Oh nein! Komm zurück. Ich brauch doch das Benzin ...«

Überwältigt von unerträglicher Verzweiflung schlägt sie mit der Faust in den Sand, der aufwirbelt und davonschiebt. Die Gewalt, die zwischen ihnen ausgebrochen ist, lässt sie erzittern. Hätte sie ein Messer gehabt, sie hätte es ihm in den Rücken gestoßen, ihm, dem Mann, den sie plötzlich aus ihrem tiefsten Innern hasst. Sie spürt Scham in sich aufsteigen, ohne dass sie weiß, woher sie rührt: von dem

verlorenen Kampf oder daher, dass sie ihren Trieben die Kontrolle überlassen hat. Das Geräusch des Außenborders lässt sie wieder zu sich kommen, sie springt auf die Füße, wobei sie das Feuerzeug so fest umklammert, dass ihr fast die Fingerknöchel brechen, und stürzt sich auf den Holzhaufen, den sie gerade kurz zuvor abgetragen haben. Ohne sich noch um die Nägel oder Splitter zu kümmern, die ihr die Hände zerreißen, sucht sie die Stücke zusammen, die ihr am kleinsten und trockensten erscheinen, und versucht, sie anzuzünden. Doch umsonst, sie verbrennt sich lediglich die Fingerspitzen. Sie will nicht aufs Meer hinausschauen. Sie muss sich weiter konzentrieren. Vielleicht hat das Kreuzfahrtschiff die Fahrt verlangsamt, damit die Passagiere die Landschaft bewundern können. Vielleicht hat sie noch Zeit, damit zumindest Rauch aufsteigt. Verstört blickt sie sich um. Auf ein Brett sind alte Zeitungen genagelt, wohl einst als eine Art von Isolierung. Sie reißt sie ab, zündet sie zitternd an ... Oh, mein Gott, mach, dass ... Sie hat nicht mehr gebetet, seit sie achtzehn war und ihrer Mutter offenbarte, dass sie nicht an Gott glaubt und niemals mehr zur Messe gehen wird. Ein Wunder! Die Flamme flackert und greift auf die Holzsplitter über. Sie seufzt vor Glück. Äußerst vorsichtig legt sie Stücke nach. Ein paar Minuten später glimmt das kleine Feuer rot aus seiner Mitte. Noch ein bisschen und sie kann die modrigen Bretter darauflegen, die einen ordentlichen Rauch entwickeln werden. Sie richtet sich auf.

Die Bucht ist völlig leer. Weder das Schiff noch das Beiboot sind zu sehen, nur der Nebel und die fahlen Umrisse der Eisberge.

Sie sinkt auf die Erde, die nicht den geringsten Geruch

verströmt, weil sie so kalt ist, beginnt zu schreien. Ihre Verzweiflung, ihr Hass auf Ludovic, diesen Idioten, der alles verdorben hat, die Nachwirkung des Kampfes, all das sprudelt hervor wie ein wilder Sturzbach. Sie glaubt, verrückt zu werden. Schließlich kommt die Einsamkeit über sie, schwer wie ein riesiger Stein, der ihr die Knochen bricht. Sie wird sterben. Was im Übrigen auch besser wäre als ein langsamer Todeskampf. Wer würde um sie trauern, wenn Ludovic umkommt? [...]

Ihr Schrei erhebt sich über die leere Bucht, schwillt an, wird heiser, mündet in ein Schluchzen und beginnt von Neuem, noch schmerzgefüllter. Zwei verschreckte Pinguine fliehen flügel Schlagend.

Ludovic hat mit Vollgas den Eingang der Bucht erreicht. Dort ist die See kabbelig und erfasst das Beiboot von der Seite, sodass er die Geschwindigkeit drosseln muss. Mit Mühe und Not stellt er sich hin, zieht seine Jacke aus und schwenkt sie über dem Kopf. Das Schiff entfernt sich. Na los, es muss doch irgendeinen Matrosen geben, der gerade draußen eine Zigarette raucht, einen Touristen, der sich interessierter zeigt als all die anderen. Er denkt an die Geschichte von dem Typen, der auf dem Mittelmeer ins Wasser fiel und vom Koch gerettet wurde, der gerade die Gemüseabfälle entsorgen wollte und ihn dabei wundersamerweise sah. Er muss es schaffen, er hat keine Wahl. Er dreht das Gas wieder voll auf und schöpft mit der Hand das Wasser aus, das ins Boot spritzt. Eine halbe Stunde später ist das Kreuzfahrtschiff nur noch ein schwaches Licht, das weit entfernt im grauen Nebel tanzt. Es ist unmöglich, das kann nicht wahr sein, aber es ist wahr. Er fühlt sich wie ein Verurteilter, der unerklärlicherweise noch eine zusätzliche

Strafe hinnehmen muss. Wut, Frustration und Angst ballen sich zu einer Kugel, die ihn fast erstickt. Seit Wochen kämpfen sie, ertragen tapfer dieses armselige Leben. Er hat sogar versucht, wie früher weiterhin zu scherzen, um Louise bei Laune zu halten, er hat in all die lächerlichen Rituale eingewilligt, die sie eingeführt hat. Und wofür? Damit dieses Drecksschiff vorbeikommt und sie zum Narren hält! Es ist so ungerecht.

Plötzlich sehnt er sich nach Normalität, nach den einfachen Dingen dieser Welt auf dem Kreuzfahrtschiff, einer Dusche, gedämpfter Musik am schön gedeckten Tisch, und ganz weit weg, dort hinten, hinterm Horizont, nach all den Leuten, die um diese Zeit nach Hause gehen, schimpfend im Stau stehen, ein Glas mit Freunden trinken. Er will sein Sofa und seinen Computer. Er will das Geräusch, wenn man den Schlüssel aus der Tasche holt, den Geruch nach angebratenen Zwiebeln und sogar den der Metro, wenn es regnet. Er will ...

Ein Punkt am Horizont lässt all seine Hoffnung schwinden, er ist durchnässt und fröstelt. Ihm ist schwindelig. Er sieht sich selbst, bärtig und abgemagert, in zerfetzten Kleidern auf diesem lächerlichen Stückchen Gummi, das auf den Wellen tanzt, gedemütigt von seiner eigenen Schwäche. Als er sich endlich dazu durchringt, umzukehren, ist es spät. Obwohl er langsam fährt, kentert er mehrmals fast. Er muss diagonal auf die Küste zulaufen, um eine stabilere Lage zu bekommen. Vom Meer aus wirkt die Landschaft trist, Ton in Ton, schwarz und schmutzig weiß. Die Wellen fletschen die Zähne vor dieser düsteren und öden, mit Schneeflecken bedeckten Erde. Er stellt den Motor aus und lässt sich treiben. Wozu an diesen feindseligen Ort zurück-

kehren? Wäre es nicht besser, jetzt Schluss zu machen? Die Nacht wird kommen, die Kälte wird ihn gleichgültig umfassen, nach und nach wird er nichts mehr spüren und einschlafen. Nicht mehr kämpfen, den Albtraum beenden, der doch zu nichts führt. Schlafen, schlafen ohne Hunger, ohne diese ständige Angst vor dem nächsten Tag. Auf einmal fühlt er sich so müde von dem wochenlangen Kampf. Die Hoffnung, die das Kreuzfahrtschiff wieder entfacht hat, schlägt ihn wie ein Bumerang zurück. Er ist völlig zerstört, kraftlos, unfähig sich zu bewegen, den Elementen ausgeliefert. Er rollt sich zusammen auf dem Boden des Bootes, das vom Seegang hin- und hergeworfen wird, und lässt die Gedanken schweifen. Er sehnt sich nach Ruhe, nach Wärme, nach irgendetwas oder jemand Friedlichem, damit er einschlafen und loslassen kann. [...]

Ein Tosen dringt in sein Bewusstsein, setzt sich allmählich in ihm fest und hindert ihn am Schlafen, durchtrennt den Faden seines schmerzlichen Traums. Ein ungewöhnliches Geräusch, rhythmisch wie von einem Wasserfall, zwingt ihn, die Augen zu öffnen. Der Abend dämmt, es herrscht das endlose Zwielflicht des fünfzigsten Breitengrads. [...] Das kleine Boot treibt mitten in die aufgeschäumte Brandung. Er ist müde, so müde, doch er muss die Augen öffnen. Er kriecht zum Außenborder, allein das Ziehen am Anlasser erschöpft ihn. Das Meeresrauschen ist zu einem Höllenlärm angeschwollen und jagt ihm solche Angst ein, dass er wieder auflebt, angetrieben von der Kraft der Verzweiflung. Der Motor springt an und entreißt ihn im letzten Augenblick der drohenden Katastrophe. In der zunehmenden Dunkelheit gleitet er die Küste entlang, die Wellen im Rücken.

Eine gute halbe Stunde fährt er, bedrängt von seltsamen Empfindungen. Er fühlt sich matt, wie nach einer langen Krankheit, noch immer ist ihm schwindelig. Er erinnert sich nicht mehr genau, was passiert ist, sieht nur die Rücklichter des großen Schiffes, ein letztes Schimmern eines Feuers, das erlöschen wird. Nachts ertappt er sich dabei, das Abenteuer belustigend zu finden. Er fährt spazieren, ganz allein, an dieser unbekannten Küste. Er ist frei. Würde er nicht zittern wie ein Malariakranker, dann würde er gern noch weiterfahren, wie die Kinder, die sich Zeit lassen beim Nachhausegehen.

Die Steilküste öffnet sich und mündet in eine schmale Bucht. Noch zieht ein fahler Strahl am Horizont entlang, sodass er den schwarzen Samtteppich des glatten, abgeschirmten Wassers erkennen kann. Er gleitet hinein, und ein paar Minuten später stößt die Schraube auf die Kiesel eines winzig kleinen Strandes. Er springt an Land, setzt sich auf den kalten Sand und versucht, wieder zu Bewusstsein zu kommen. Na also. Er erinnert sich wieder. Sie haben dieses große Schiff gesehen, und er ist ihm hinterhergefahren, ohne es zu erwischen. Louise, warum ist sie nicht bei ihm? Sein Bewusstsein löscht die Erinnerung an ihre Auseinandersetzung. Durchnässt wie er ist, schlottert er am ganzen Körper. Er muss unbedingt zu ihr, sicher wird sie fast verrückt vor Angst, so ganz allein, denkt er, selbst panisch in seiner Einsamkeit.

Am Grunde einer Schlucht fließt ein Bach mitten aus dem beinahe glatten Felsen. Er zieht das Beiboot ein Stückchen auf die Steine und versucht hinaufzuklettern, indem er sich an den glitschigen Hubbeln festhält. Das eisige Wasser fließt ihm über die Hände und betäubt sie. Er wähnt

sich in einem Film in Zeitlupe, zieht sich hoch, rutscht ab, fängt wieder an. Kurven und Vorsprünge führen ihn schließlich zu einem Plateau. Langsam zieht das schlechte Wetter ab. Es bleiben Wolkenfetzen, hinter denen ein fast voller, weißlich blauer Mond zum Vorschein kommt. Er lässt die verschneiten Gebiete in weißem Glanz aufflackern und bauscht die Schatten auf. Jeder Hügel, jede Steinspitze, jeder noch so kleine Kiesel erscheint auf diese Weise riesig und beängstigend. Die typischen Bilder aus den Kinoklassikern verfolgen ihn: *Nosferatu*, *Sturmhöhe*. Die Nahaufnahme des wolkenverhangenen Mondes kündigt an, dass die Schwierigkeiten für den Helden gerade erst beginnen. Im Drehbuch heißt es, dass er laufen muss, endlos weit durch diese Schotterwüste. Irgendwo wird jemand »Schnitt!« rufen.

Die Lichter gehen an, man reicht ihm einen heißen Tee, man bringt ihm eine Decke und sagt ihm, dass er gut war und die Aufnahme im Kasten sei. Aber nein, nichts passiert, er läuft noch immer. Er hat bloß einen Gedanken: Louise.

Er folgt in etwa dem Verlauf der Küste. Eine Stunde? Zwei? Drei? Das Einzige, was er weiß, ist, dass er friert und sich gerne hinlegen würde, mit angezogenen Beinen, einen Augenblick nur, um sich aufzuwärmen. Doch da ist Louise. Sie wird unzufrieden sein, weil er zu spät zum Abendbrot kommt. Unvermittelt bricht das Plateau ab, und vor ihm liegt ein tiefschwarzer Teppich: die Bucht, ihre Bucht. Auf der anderen Seite sieht er die Ruinen der Station im Mondlicht schimmern. Er stellt sich vor, wie viele Tausend Nächte die Ruinen schon so daliegen, in dieser nächtlichen Kälte, unbeachtet, verlassen, im Verfall begriffen.

Eine Stunde? Zwei? Drei? Er muss sich tastend fortbewegen beim Hinuntersteigen, durch die Tümpel der Marschebene waten.

Geschafft, da ist die »40«, die Treppe, die Tür, das Bett.